

20.03.2026

Pioneer Foundation: Journalismus neu denken

Marleen Mahler

Narrative aufbrechen - Stimmen zurückgeben

Wie können wir mehr Vertrauen in Medien und Politik zurückgewinnen? Wie können wir einen Journalismus schaffen, welcher wieder mehr beobachtet und zuhört, statt nur zu berichten? Das sind Fragen, die ich mir als junge angehende Journalistin stelle und mich schon seit Längerem beschäftigt, wenn ich über die Zukunft des Journalismus nachdenke.

In einer Welt, in der politische Fronten immer stärker zu verhärten scheinen, Meinungs Austausch als unsicher gilt, weil er von Vorurteilen behaftet ist. Von Narrativen, die einmal gesetzt wurden und sich seitdem immer weiter in unseren Köpfen fortspinnen - ein Phänomen zu dem auch Medien und Medienschaffende maßgeblich beitragen. Die Frage, die sich daraus stellt: Wie können wir wieder in einen gemeinsamen Austausch miteinander kommen und eine gemeinsame Begegnungsebene schaffen?

Wie bereits Pierre Bourdieu mit seiner Sozialisationstheorie und der Einführung des Begriffs des „Habitus“ definierte, sind wir von klein auf durch unser Umfeld geprägt und werden in unserem Denken, Fühlen und Handeln beeinflusst. Demnach ist die Art und Weise, wie jemand über etwas berichtet, maßgeblich von der eigenen Position abhängig, in der man sich befindet. Welche Intention wird verfolgt? Aus welcher Perspektive wird berichtet und schließlich aus welcher sozialen, vielleicht auch privilegierten Position heraus? In der Politik sind aktuell viele Rhetoriken sichtbar, die benutzt werden, um die eigene Position hervorzuheben, indem eine andere Position als schlechter dargestellt wird. Ihre Legitimation aberkannt wird, weil man der Idee, der vermeintlich existierenden Wahrheit, hinterherstrebt. Es werden bestimmte, einseitige Narrative geschaffen, die zu einer verengten Sichtweise auf die Welt führen und keinen Raum für Entwicklungen zulassen.

Ein starkes Beispiel für ein Narrativ, welches in Deutschland immer noch präsent ist, ist die Unterscheidung zwischen Ost- und Westdeutschland. Die Bezeichnung einer „Wiedervereinigung von Ost- und Westdeutschland“ wird auch immer wieder in Debatten sehr kritisch diskutiert. Denn sie verschleiert die Tatsache, dass der Osten von heute auf Morgen als Teil des Westens angesehen wurde ohne eine „ostdeutsche Kultur“, in der Lebensvorstellungen und Wünsche mitgedacht wurden. Auch wenn 1990 auf dem Papier eine Wiedervereinigung stattgefunden hat, besteht in den Köpfen oft noch eine Teilung innerhalb Deutschlands.

Ein Freund schildert mir in einem Interview seine persönlichen Berührungspunkte damit. Er erzählt von einer starken Skepsis, die er verspürt hatte, als die Debatte im Raum stand, mit seiner Freundin, in den Osten, nach Dresden, ihre Heimat, zu ziehen. Er selbst ist in Süddeutschland aufgewachsen und hat anschließend in Münster gelebt. Im Interview erzählte er, dass man es immer mitbekomme, dass im Osten die AfD- stärker sei, als im Westen und das ihm Angst mache. „Hier ist die Politik mehr rechts. Das ist nicht meine Lebenswelt.“

Er arbeitet selbst im sozialen Bereich mit Menschen mit Behinderung, mit Menschen, die die AfD nicht als lebenswert ansieht und fragt sich: „Wie wird denn das sein, wenn ich da dann irgendwie was machen will? Welche Vorgaben wird es da geben? Wie ist es in der Gesellschaft angesehen? Wie ist es, wenn man sagt, da gibt es ein Problem und man will politisch irgendwas machen? Auch im Hinblick auf meine Branche im Sozialwesen; umso rechter die Gesellschaft, umso schwieriger ist es, um an Gelder zu kommen. Und dann gehst du ins Vorstellungsgespräch und dann wird dir auch wirklich gesagt, ob es mir bewusst ist, dass ich hier weniger verdiene als im Westen.“

Die Einkommensunterschiede sind real spürbar. Nach dem Institut für Arbeits- und Berufsforschung bestand die Ost-West Lohnlücke 2024 immer noch bei 14 Prozent. Gleichzeitig sind aber auch die Lebensunterhaltskosten geringer. Die gleiche Wohnung, wie meine Freunde in

Dresden bekommen haben, hätten sie in Münster für den gleichen Preis nicht bekommen, wie sie selbst zugeben.

Ich habe darüber mit dem Leiter von „Jugend debattiert“ und Anthropologen Jan-Jonathan Bock darüber gesprochen, was wir als Menschen, aber vor allem auch als Medienschaffende tun können, um ein vielschichtigeres Bild von Regionen, Ereignissen und Lebensrealitäten zu zeichnen.

„Ich finde es tatsächlich wichtig, dass zum Beispiel in der Bundestagswahl 2025, im Osten glaub 32 Prozent die AfD gewählt haben, aber aus diesen 32 Prozent wird eben oft der Osten gemacht, obwohl ja immer noch 68 Prozent nicht die AfD gewählt haben. Und ich finde, dass der Großteil der Menschen und auch die Medienschaffenden in der Darstellung des Ostens als Rechtsextrem oder weit rechts oder rechtspopulistisch, übergangen werden.“ Er führt weiter an, dass es nochmals einen Unterschied macht, wenn man über Ostdeutsche spricht. Denn viele Menschen, die in Ostdeutschland sozialisiert worden und aufgewachsen sind, nicht mehr dort wohnen.

Zusätzlich verweist er daraufhin, dass die Menschen im Osten weniger Parteibindung haben, da es bei ihnen nicht die Nachkriegszeit und Entwicklung mit Parteibindung gegeben habe, wie im Westdeutschland, sondern nur eine richtige Partei, weswegen man heute häufiger wechselt. „Aber ich finde es genau wichtig für Medienschaffende hinzugucken, und es ist natürlich leicht zu sagen, ah die AfD ist die größte Partei, ja gut, aber dann geht natürlich ganz viel verloren, was die anderen zwei Drittel der Menschen sich politisch wünschen und welche Visionen und Vorstellungen haben und wie komplex die auch sind.“

Bock betont die Problematik den Osten nur auf die AfD zu reduzieren. Damit würde ein ganz großer Teil der Menschen verschwinden. Er bringt das Beispiel an: „Man würde jetzt auch nicht sagen, Baden-Württemberg ist grün, wenn die Grünen dort knapp 30 Prozent erreichen, das wäre ja Unfug, aber warum macht man das mit dem Osten? Und sagt, der Osten ist aber blau.“

Er verweist an dieser Stelle auf das Buch von Chimamanda Ngozi Adichie „The Danger of a Single Story“. Diese beschreibt, wie gefährlich es ist, wenn wir Menschen nur auf eine Story reduzieren, auf ihre Herkunft, ihr Geschlecht, ihre ethnische Zugehörigkeit oder ihre Religion. Bock führt an, dass „natürlich jeder Mensch eine krasse Komplexität und Kompendium von Geschichten oder von Storys ist. Und ich glaube die Komplexität schafft man nur durch die direkte Begegnung mit den Menschen. Weil das, was über Leute erzählt wird, wenn man über sie spricht, oft diese einzelne Story ist, die man sich dann am liebsten erzählt, weil sie eben in das passt, was man von der Welt sehen möchte, und ich glaube, dass gerade das Thema Ost-West dort verortet wird, aber von beiden Seiten.“

Auch mein Freund bestätigt diese These, dass man oftmals nur noch bestimmte Aspekte sieht. „Wo man sich die Augen dann verschließt. Man sieht nur das eine. Das löst dann irgendwie eine Angst aus. Ich kann mein Leben, so wie ich es geführt habe, nicht weiterführen, weil es gibt jetzt natürlich hier irgendwelche Einschränkungen. Was dann im Endeffekt, je nachdem, wo du dich bewegst, auch gar nicht mehr da ist.“

Auf die Frage, wie er die Dynamik, jetzt wo er sich entschieden hat, trotzdem in Dresden zu leben, verändert hat und welche Auswirkungen er von seinen zuvor verspürten Sorgen wahrnimmt: „Das sind ja viele Sachen, aber das wird sich dann vermutlich erst in meinem Berufsalltag sehen. Wo du jetzt aber auch sagst, hier gibt es ja genauso die Angebote. Ich glaub, je nachdem in welchen Kreisen Du dann unterwegs bist, findest du dann auch die richtigen Leute, die dann auch Bock draufhaben.“

Als Lösung sieht Jan-Jonathan Bock die Begegnung. „Tatsächlich hinfahren, mit den Leuten sprechen und merken, dass einiges vielleicht in Ansätzen stimmt, aber einiges auch sehr einseitig beleuchtet wird.“ Lebensgeschichten aus der Perspektive der Betroffenen erzählen, die Menschen selbst sprechen lassen und ihnen einen Raum geben, in dem ihre Stimme gehört, respektiert und anerkannt wird. Diesem Ansatz versucht die, 1989 in Ostdeutschland geborene Journalistin Nine-Christine Müller mit ihrem Podcast „Ostwärts“ nachzugehen. Ihr Anliegen ist, neue Perspektiven aufzeigen, die oft nicht gehört werden. Sie kritisiert, dass zu oft Krisenzuschreibungen, Problemfokussierung und Defiziterzählungen bestehen. Sie möchte zeigen, was ostdeutsche

Identitäten ausmachen, wie komplex und vielschichtig die Antwort darauf ist und dass es einen Plural gibt. Sie möchte der Frage nachgehen: „Was bedeutet es heute, ostdeutsch zu sein?“ Sie möchte nicht nur über den Osten erzählen, sondern aus dem Osten heraus.

Weitere Narrative, die im öffentlichen Diskurs aktuell durch Globalisierung, Migration und dem demographischen Wandel thematisiert werden, ist die Darstellung von Lebensrealitäten und Lebensweise von Menschen, die außerhalb unseres Landes und Kontinents leben. Ein Thema, welches mich als Anthropologie-Studentin täglich bewegt und mir die Frage stelle, wie wir vielleicht mithilfe einer ethnologischen Perspektive mehr Verständnis und Akzeptanz entgegenbringen können. Gleichzeitig wird mir bewusst, wenn ich mit Menschen spreche, die nicht aus einem akademischen Umfeld kommen, ländlich aufgewachsen sind und in ihrem Berufsalltag feststecken, diese Themen als weniger relevant ansehen.

Ich habe Jan-Jonathan Bock gefragt, wie ich Menschen dazu bewegen kann, sich auch mit der komplexen Welt auseinander zu setzen und sie für sie interessant zu machen? Ihnen mehr Wissen und Verständnis zu vermitteln, welches sie auch annehmen und nicht sofort abwehren, aufgrund ihres starren Weltbildes?

„Du musst den Bezug herstellen, zu ihrer eigenen Lebenswelt und Lebensrealität, damit sie sich mit dem beschäftigen, was du beschreibst. Dann kannst du die Leute am ehesten hierzulande dafür interessieren, weil es ist tatsächlich so, dass die meisten Menschen sich vor allem mit dem beschäftigen, was sie selbst betrifft.“

Bock bestätigt, dass er glaubt, dass eine anthropologische Perspektive helfen kann, gleichzeitig gibt er auch zu bedenken, dass er immer vorsichtig ist, wenn Anthropolog*innen mit ihrer Schablone im Kopf irgendwo hingehen und sagen: „Hier ist Rassismus, hier ist strukturelle Ausgrenzung ... dann denke ich mir, beobachte doch erstmal. Guck doch erstmal, was du siehst, was du feststellt und rede mit den Menschen.“ Er bringt an dieser Stelle das englische Sprichwort an: „If you have a hammer, everything looks like a nail.“ Denn wenn man mit dieser Schablone in die Welt hinausgeht, dann sieht man auch irgendwie überall die dazu passenden Phänomene.

Es geht darum, nicht schon mit einem vorgefertigten Bild an einen Ort reisen und sich nur die Bestätigung holen, sondern erstmal mit einem möglichst unvoreingenommenen Blick beobachten und beschreiben, bevor man direkt in eine wertende Haltung geht.

„Dass die Menschen meist Interesse an den Geschichten anderer haben, nicht direkt an deiner Analyse, sondern erstmal an dem, was du erzählst, also Leute sind ja an Narrativen interessiert, weil sie sich mit Geschichten beschäftigen und wenn du ihnen Geschichten erzählst, von dem was dort passiert ist, dann bleiben diese Geschichten auch oft leichter im Gedächtnis, weil sie Bilder evozieren, als Analysen, die sind für die meisten Leute schwieriger. Ein guter Journalismus macht es aus, dass er tolle Geschichten erzählt von den Menschen und nicht direkt in eine analytische theoretische Sache abdriftet.“

Um nochmals zurück auf die Anfangsfrage zurückzukommen, wie wir einen Journalismus schaffen, der wieder mehr zuhört und beobachtet, ist ein Ansatz, eine anthropologische Perspektive miteinzubeziehen. Neue Narrative können durch eine nahbare Erzählweise geschaffen werden, indem man die Menschen ihre Geschichten erzählen lässt, anstatt sie ihnen in den Mund legen zu wollen.